



Wie sollen wir Goethe lesen?

Der Sozialist und das Goethejahr.

Von Walter Ludwig.

Als vor 100 Jahren Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe sein greises Haupt zum letzten Zeufzer in den, nun seit dieser Zeit nur noch mit großer Ehrfurcht gezeigten Armfessel legte, soll sein letztes Wort an diese von ihm so durchforschte Welt, „Mehr Licht!“ gewesen sein. Hundert Jahre sind seit jenem Sterbetag in Weimar verfloßen, die Welt ist geblendet von dem Licht, das jener große Dichter in seinem letzten Atemzuge forderte. Wissenschaft und Technik, Erfahrungen und Erkenntnisse haben eine nie geahnte Höhe erreicht. Und doch dringt heute nach hundert Jahren ein viel millionenfach verstärkter Schrei durch die Welt. Millionen fordern heute „Mehr Brot!“ Zu Goethes 100. Todestag dieser Mißfall in die Barbarei der Menschheit! Wer hat da den Mut, weiter seinen „Faust“ zu ergründen, aus seinen Kenten tiefe Weisheit zu erfahren, sich seiner geschliffenen Lyrik zu erfreuen, den Gehalt seiner Dramen auszuschöpfen.

Die Arbeiterschaft kann es nicht, das Bürgertum will es nicht. Die Hunderttausende von Goethebüßten, die Bände, die nie gelesen, jedes Bücherbrett zieren, die zumeist falsch angewandten Zitate, die Berge von Literatur über ihn, sind mehr Ausdruck des Nichtverstehens und Nichtverstehenskönnens, als fester Besitz seines riesigen geistigen Schaffens. Goethe war beim Einbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in diese Welt der große geistige Repräsentant dieser aufbegehrenden Klasse, obwohl er weiter in feudalistische Bezirke hineintrug als die bürgerliche Welt voranzahnte. Darum wurde er trotz seiner im Grunde genommen großen Unpopularität recht bald der große „Weltbürger“ und seine Dichtungen hatten „Ewigkeitswert“.

Die erste Generation der bürgerlichen Klasse schluchzte noch in den „Werther“ ihre eigenen jungen Leiden hinein, denn noch waren für solche zarten Gefühle Raum in dieser Welt vorhanden, aber bald war es nicht mehr der „Werther“, sondern das Epos des bürgerlichen Besitzes und Eigentums, sein „Hermann und Dorothea“, das zum Schullehrstück über Jahrzehnte hinaus wurde.

Und je problematischer diese ganze bürgerliche Welt, auch in ihrem Ueberbau, wurde, desto sehnsuchtsvoller ging man an des Dichters reifstes Werk, an den „Faust“ heran. Im Zenith der Macht aber überließ man diesen Dichter den zahlreichen „Goethegesellschaften“ und vielen literarischen Kränzchen und Zirkeln. Im Abglanz dieser bürgerlichen Welt aber wird Goethe noch einmal zum großen Geschäft für Verleger und Buchläden. Wird er gelesen werden?

Wer kann ihn noch heute lesen? Das ist die entscheidendere Frage. Nicht, daß man ihn nicht verstehen würde; ist doch kaum ein Mensch und sein Werk so kommentiert worden, als gerade Goethes Dichtung. Wer aber bindet seine „Ewigkeitswerte“ an zeitgeschichtliches Geschehen, wer kann sich in den „Geist der Zeiten“ hineinversetzen, die Anregung gerade zu solchem Schaffen geben? Wer kann, ohne in seine Dichtungen viel hineinzuheimmischen, die wahren geschichtlichen Hintergründe erkennen? Wer empfindet heute noch die starke seelische Auslösung durch die Form und die Sprache seiner Werke? Wer kann es wagen, sich seinem Geist zu unterstellen, ohne seine geschichtliche Aufgabe und Funktionen aufzugeben?

Solche Fragen erst einmal klar erkannt zu haben, heißt schon ein icht unbedeutendes Stück Weg zu ihm getan zu haben. Ist erst so der Weg vorgezeichnet, dann kann er in klarer Sicht begangen werden. Weil found-jobiele Kommentare über fast jede Zeile von ihm erschienen sind, weil eine Anzahl Gelehrter jahrzehntelang über sein Werk getüßelt hat, ist er der Arbeiterschaft immer verständlicher geworden. Die janberische Fülle der Gedanken über und um Goethe hat die Gehirne mehr unnebelt, als erhellt. Was Mehring in einigen seiner Aufsätze über Goethe versucht und angedeutet hat, hat bis heute noch keine Vollendung gefunden.

So paradox es auch klingen mag: Wer Goethe verstehen will, muß zunächst einmal Marx begriffen haben. Wer Goethes Weltanschauung erfassen will, muß erst die materialistische Geschichtsauffassung erkannt haben. Zu wissen, wie die Welt um Goethe aussah,

was sich damals ereignete, in welcher Umwelt Goethe lebte, ist eine geeignete Voraussetzung zu seinem Verständnis als die gedankenreichen Kommentare zahlreicher Philologen. Der historische Materialismus ignoriert nicht das gewaltige Geisteschaffen eines solchen Denkers und Dichters, aber er weist erst diesem Denken den bedingten Raum ein, er schildert nicht flächenhaft, sondern weist in die Tiefe, er gibt nicht nur eine ideengeschichtliche Deutung, sondern erklärt wahre Ursachen.

So gesehen, kann Goethe auch der heutigen Arbeiterschaft noch unendlich viel geben. Eine ungeheure Schöpferkraft war es, die die eine ganze Welt umspannte, ein Leben ist hier gelebt worden, das alle Leidenschaften und tiefste Erkenntnisse barg, Weisheiten kamen aus Jahrzehnten mühsamer Arbeit heraus, die nicht nur Generationen und Klassen, sondern zwei Welten, die feudalistische und kapitalistische erfassen und im zweiten Teil des Faust die kommende und noch nicht erfüllte, die sozialistische, erahnen ließen. Welt, Mensch, Natur und ihre Beziehungen zueinander, — Goethe machte den ersten Versuch, hier eine Einheit zu finden. Auseinandergerissener als je sind heute solche Beziehungen. Goethes hohes Persönlichkeitsideal wird heute nur gelebt und ist nur möglich auf Kosten anderer, der „freie Grund“ wird heute dem Volke mehr als je entrückt. „Wer strebend sich bemüht“, wird heute eher erschlagen als „erlöst“.

Nicht wahllose andachts- und pietätvolle Vertiefung in Goethes Werk, sondern bewußte und klare Erkenntnis seines Wertes und seiner Begrenzung kann uns heute diesen größten Dichter Deutschlands näher bringen.

„Mehr Licht“, das waren nicht nur Goethes letzte Worte, es war auch bald das Fatal der kapitalistischen Klasse. „Mehr Licht“ braucht auch die heutige Arbeiterklasse zu ihrem Aufstieg. Aber noch sind nicht die Fenster in das Mauerwerk dieser Gesellschaftsordnung gedrohen, damit es voll hineinstrahlen kann. Noch hat die Arbeiterschaft nicht die Freiheit der Erkenntnis, um

Des Maria Webel.

Großer Brahma, Herr der Mächte!
Alles ist von deinem Samen,
Und so bist du der Gerechte!
Hast du denn allein die Brahmen,
Nur die Kojahs und die Reichen,
Hast du sie allein geschaffen?
Oder bist auch du's, der Affen
Werden ließ und unersergleichen?

Edel sind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte das gehört uns,
Und was andre tödlich kennen
Das alleine das vermehrt uns.
Mag dies für die Menschen gelten,
Mögen sie uns doch verachten;
Aber du, du sollst uns achten,
Denn du könntest alle schelten.

Also Herr, nach diesem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde;
Oder eines laß erstehen,
Daß auch mich mit dir verbinde!
Denn du hast den Bajaderen
Eine Göttin selbst erhoben;
Auch wir andern, dich zu loben,
Wollen solch ein Wunder hören.

J. W. Goethe.

Goethes Geisteswelt voll auszuschöpfen. Noch ist das Hauptwerk Goethes Dichtung geblieben und keine Wahrheit geworden. Und der „Ewigkeitswert“ seines Werkes wird erst in einer von Klassen und Klassenkämpfen freien sozialistischen Gesellschaftsordnung zu voller Bedeutung gelangen. Was dieser Dichter uns auf dem Wege hierzu mitgeben kann, davon wollen wir Besitz ergreifen.

Goethes Geburtsstätte.

Der große Weltbürger Goethe verbrachte seine früheste Jugendzeit in der freien Reichsstadt Frankfurt a. M., die damals noch ein bedeutender Umschlagsplatz für den Warenverkehr zwischen den großen Handelsstädten war und sich zugleich zum ersten Geldmarkt für Deutschland entwickelte. In der breiten Straße mit dem schönen Namen „Großer Hirschgarten“ ist noch heute das vornehme Patrizierhaus erhalten, in dem er geboren wurde. Im Mittelalter wurden in der Tat in diesem Graben an der Stadtmauer Hirsche gehalten, damit bei festlichen Gelegenheiten immer Wildpret für die Tafel der hohen Stadtherren bereit war. Zu Goethes Zeiten hatte sich aber die Stadt schon über die alten Mauergrenzen hinweg bis hierhin ausgedehnt. Dennoch blieb hinter den Häusern noch Platz genug für große, gepflegte Gärten, in denen auch der behütete Sohn Wolfgang des gestrengen Herrn Rates gern mit seiner Schwester und Nachbarstinder spielte. Noch heute ist davon ein Stück erhalten, wenn auch die hohen Fronten der Geschäftshäuser des neuen Zentrums jetzt bereits hier heranreichen.

Das Wohnhaus hat die strenge, nach oben sich erweiternde, übereinandergebaute Fassade der Bürgerwohnungen jener Zeit. Eine schlichte Tafel macht den Fremden auf die hohe Ehre dieses einfachen Hauses aufmerksam, in dem einer der größten Menschen im stillen Familienkreise seine Erziehung genossen hat. Neugierige Gesichter blicken oft durch die unteren,

verguitterten Fenster, in die noch aus jener Zeit her erhaltenen Stuben. An den Wänden des weiten Flures hängen die italienischen Stiche des alten Goethe, die den Sohn stets sehr interessierten und noch während seiner eigenen Italienreise in ihm lebendig waren. Goethe schreibt selbst in „Dichtung und Wahrheit“: „Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorfälle lustig und jene Aussicht über die Gärten aus mehreren Fenstern bequem zu genießen.“

Der Lieblingsplatz des Knaben zum Spielen waren die großen, freien Korridore und ein hohes Frontfenster, von wo aus er das Leben und Treiben auf der Straße beobachten konnte. Die Zimmer selbst sind sehr einfach eingerichtet. Die alten Musikgeräte, an denen Wolfgang von Privatlehrern Unterricht erhielt, stehen noch an ihrem Plage. Oft wird in den lauschigen Ecken der großen Zimmer Frau Aja dem gespannt zuhörenden Jungen ihre Märchen erzählt haben. Ihr eigentlicher Bereich, die Küche, sieht aus

wie ein Gismischerlaboratorium, mit einem breiten Rauchfang über dem Herde und blankgeputztem Zinngeschirr.

Das Leben im Hause bot für einen Jungen genug abenteuerliche Erlebnisse. Nicht nur, daß sein Vater viele Gäste empfing, wurden auch im siebenjährigen Kriege viele Offiziere fremder Mächte bei dem hochangesehenen Herrn Rat einquartiert. Aber auch allerlei lustige Streiche vollbrachte der aufgeweckte Wolfgang, wenn seine Eltern nicht zu Hause waren. Als er eines Tages allerhand Geschirr auf die Straße warf, ermunterten ihn die spottlustigen Nachbarn noch mehr außer seinem Kinderpielzeug aus der Küche zu holen. Dem Jungen gefiel das lustige Zerbrechen des Porzellans auf der Straße, und so schleppte er nach und nach alles herbei, was er erreichen konnte, bis ihn jemand davon abhielt . . .

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal weggegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merk' ich und den Brauch
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fliehe
Und mit reichem, vollem Schwall
Zu dem Bade sich ergieße!

Und nun komm, du alter Besen,
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf!
Eile nun und gebe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fliehe
Und mit reichem, vollem Schwall
Zu dem Bade sich ergieße!

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse
Und mit Blipesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Guffe.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Beden schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser fällt!

Steh! steh!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ah, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Zimmer neue Guffe
Bringt er schnell herein,
Ach, und hundertz Flüsse
Stürzen auf mich ein!

Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Töde!
Ach, nun wird mir immer bänge!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erkaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stod, der du gewesen,
Steh doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten!

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brab getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen
Und ich atme frei!

Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Selbst mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Raß und nasser
Wird's im Saal und auf den Stufen:
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister, hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister.“

Der Geist des Bösen.

Novelle von Grazia Deledda.

(Schluß.)

Er wandte plötzlich den Kopf ab, ließ jedoch ihre Hand nicht los, sondern presste sie immer mehr in der seinen, die heiß und geschmeidig war; dann sagte er mit respektvollem Ton, den eine Erregung zu durchzittern schien: „Ich bitte dich um Verzeihung. Ich klopfte an, weil ich glaubte, daß deine Schwester hier wohne. Wie ich das Haus verschlossen fand, wollte ich mich davon überzeugen, ob es wirklich das Resarias sei.“ Valentina mußte lachen; wenn auch der Druck seiner Hand sie schmerzte — sie brach in ein Lachen aus. Die Blut dieser Hand stieg von ihrem Arm zum Kopf empor; abermals war sie berauscht wie vom Geruch des gärenden Weins: eine grundlose Fröhlichkeit bemächtigte sich ihrer. Sie hatte Lust zu scherzen, den Unbekannten ein wenig zu necken.

„Man sieht, daß du aus einem Bergwerk zu uns heraufkommst, und die Welt nicht kennst.“ sagte sie ihn duzend: „Also ich bin Valentina Lecis, die legitime Frau des Doktors Bitterie Lecis, aber wie du siehst, bin ich eingeschlossen, während meine Schwester Resaria, die mit einem Manne lebt, der gar nicht ihr Mann ist, in ihrem Hause alle Freiheit hat, Gäste zu empfangen und zu tun, was sie will.“

Der Fremde schien nicht überrascht; er sagte nur philosophisch:

„So geht es in der Welt.“

Er lehnte sich ihr zu und suchte auch ihre Hand zu fassen. Sie hatte große Lust, sie ihm zu geben; aber dachte an ihren Mann, und schämte sich eigentlich, so led zu sein. Etwas Seltsames. Boshaftes wana sie trotzdem es zu tun. Der Gedanke ihres Mannes zu horten endlich Gelegenheit zu finden, sich für die Sklaverei, der er sie unterwarf, zu rächen, bestimmte sie zu dieser Willfährigkeit.

Während sie gleichwohl immer wieder versuchte, sich vom Griff des Unbekannten zu befreien, fuhr sie dennoch fort, vertraut und ungezwungen mit ihm zu reden.

„Ueberhaupt ist Resaria hundertmal glücklicher als ich. Ich sage es immer meinem Mann; ich würde das Los meiner Schwester dem meinigen vorziehen. Wenigstens hat sie ihre Freiheit. Der Mann, mit dem sie lebt, liebt und achtet sie mehr als Ehemänner ihre Frauen lieben und achten. Sie ist unbefrängte Herrin des Hauses und hat Geld und Schmutz. Aber das Wertvollste bleibt die Freiheit! Sie ist frei wie die Vögel in der Luft, wenn sie heute oder morgen die Luft anwandelt, auf und davon zu gehen, kann sie es tun, ohne jemand um Erlaubnis zu fragen. Und wenn du heute zu ihr kommst, so würde sie dich sicher nicht wie die Frau des Doktors Lecis hinter Eisenstäben empfangen. Wenn du zu ihr gehst, sie wird dir öffnen und dir die Ehre erweisen, die dem Gaste gebührt, dich wie eine Dame — die sie ist — bewillkommen in ihrem schönen Zimmer mit dem Sofa mit dem Seidenüberzug, und — wie eine junge Gattin — wird sie Ringe an den Fingern tragen. Geh, geh hin.“ fuhr sie immer erregter fort. „Ihr Freund ist nicht zu Hause; aber wenn er da wäre, sie würde dich ebenso empfangen: Sie ist frei: das ist alles! Das Haus liegt ein Stück unterhalb der Kirche, Türe und Fen-

ster sind grün angestrichen; man kann nicht fehlgehen — es gibt dort kein zweites Haus mit grüner Türe und grünen Fenstern...“

Sie schwieg plötzlich, wie atemlos: in wilder Hast die Worte hervorstoßend, hatte sie sich an die Eisenstäbe geschmiegt, daß der Mann ihre Taille umfassen konnte und sein Gesicht beinahe das ihre berührte. „Wie du mir gefällst!“ schmeichelte er. „Schade, daß du mich nicht einlassen kannst!“

Sein Atem glühte; Valentina lehnte die Stirn gegen die Stäbe und fühlte ihr Blut fiebern. Niemals hatte sie ähnliche Wärme und ähnliches Weh empfunden. Und der Hauch des Fremdlings strich über ihr Haar, die Schultern herab, glitt in ihre Nackenfurche wie ein Sturzbad heißen Wassers, der das Toben in ihren Adern vermehrte: niemals hatte sie eine solche Seligkeit und solchen Schmerz verspürt. Aber Schritte näherten sich auf dem Wiesenpfad. Sie fuhr erschrocken auf und sagte leise:

„Das ist mein Mann!“

Und der Unbekannte wich sofort von ihr zurück, entfernte sich ohne jeden Gruß. Sie schloß das Fenster und zog sich rasch aus. Die Schritte verhallten.

Sie verhallten. Es waren nicht die ihres Mannes gewesen. Oder vielleicht doch — aber jedenfalls war er weitergegangen.

Sie stand reglos mit nackten Füßen vor ihrem weißen Bett, die gelösten Flechten fielen ihr über die Schultern. Sie vermochte nicht, schlafen zu gehen; tiefe Verbitterung wich nach und nach ihrer Verwirrung.

„Was für ein Leben, heilige Maria!“ sagte sie abermals — ohne hinzuzufügen: „Immer das selbe!“

Eine süße und gefährliche Hoffnung lebte auf dem Grunde ihres Herzens auf: daß der Unbekannte am nächsten Abend wiederkehren möchte; und etwas Schlimmeres, das gewiß nichts mit ihrem Herzen zu tun hatte, erwachte in ihr: Eifersucht und Neid auf ihre Schwester. Sie sah jetzt, wie diese den Gast empfing, — den Herrn, der so schön gekleidet war, wie der Teufel, wenn er — nach der Legende — menschliche Gestalt annimmt; sie sah, wie sie ihn empfing in ihrem reizenden Gemach mit dem seidenüberzogenen Sofa, ihm guten Wein vorsetzte und ihn mit ihrer gewinnenden, weichen Art, die immer Resarias größtes Reiz gebildet hatte, um Nachrichten über ihren fernen Bruder — über das Leben und Treiben im Bergwerk — bat. Und er sah sie, mit dem Glas in der Hand, schweigend an; dann setzte er sich hin und ergriff ihre Hände: „Wie du mir gefällst!“ Das lose Haar des Weibes zitterte vom heißen Atem des Mannes; er presste ihr so die Hände, daß die Ringe ihr in die Finger schnitten. Valentina blieb nichts anderes übrig, als sich immer von neuem das herrliche Leben ihrer Schwester auszumalen:

„Resaria ist glücklich: glücklicher als ich. Die Freiheit, die Juwelen, die Liebe, sie hat alles...“ Wieder erschreckte sie ein Schritt. Sie richtete den Kopf auf, die gelösten Flechten flogen um sie mit der ungestümen Bewegung eines die Mähne schüttelnden Füllens. Sie sprang erwartungsvoll aus dem Bett. War es ihr Mann? Sie hoffte es. Er sollte

Lebenslehre.

Geh! gehorche meinen Winken,
Ruhe deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein!
Auf des Glüdes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Ambos oder Hammer sein.

J. W. Goethe.

nur die Frage wagen, warum sie noch wach war! Es war Zeit, damit ein Ende zu machen, die Ketten der Knechtschaft zu brechen! Sie war zum Aufstehen bereit.

Aber auch diesmal ging der Schritt vorüber, und sie warf sich, nervös weinend, ins Bett.

Am anderen Morgen wurde Resaria in ihrem schönen Zimmer mit den Rußbaummöbeln — auf dem Seidensofa — erwürgt aufgefunden. Das Geld und die Edelsteine, worum sie die Schwester beneidete, waren verschwunden. Valentina und ihr Mann lagen noch zu Bett, wie die alte Dienerin, ganz außer sich, die Nachricht überbrachte. Der Doktor erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, während Valentina entsetzt aus ihren Kissen aufsprang und schrie:

„Er ist es gewesen! Er ist es gewesen!“

Und sie erzählte verworren den Besuch des Unbekannten. Der Doktor hieß die Magd hinausgehen, dann faßte er seine Frau bei den Schultern und zwang sie, liegen zu bleiben. „Du bist krank“, sagte er mit erzwungener Ruhe. „Du hast geträumt und wirft dich wohl hüten, jemand anzulagen, und vor allem wirft du nichts davon erzählen, daß du einem Unbekannten das Fenster geöffnet hast. Deine Schwester empfing jedermann. Und jetzt bringe ich auch ein Vorlegeischloß an deinen Fenstern an.“ Und er zwang sie, im Bett zu bleiben. Sie weinte, besonders weil sie immer daran denken mußte, daß sie das Haus ihrer Schwester dem Unbekannten bezeichnet hatte und sie suchte sich davon zu überzeugen, daß dieser nichts anderes war, als der Geist des Bösen, der sich in einen jungen Mann verkörpert hatte, aber in der Nacht fühlte sie sich in ihrer einsamen Kammer ruhiger, weil ihr Mann das Fenster mit dem Vorlegeischloß versehen hatte.

Aus dem Italienischen übersezt
von Klunde Grazia.

Goethe als Prophet.

Zu Knebel: „Das Bier macht das Blut dick und verstärkt die Veranschung durch den narrotischen Tabakdampf. So werden die Nerven abgestumpft und das Blut bis zur Stodung verdickt. Wenn es so fortgehen sollte, wie es den Anschein hat, so wird man nach zwei oder drei Menschenaltern schon sehen, was diese Bierbänche und Schmauchlummel aus Deutschland gemacht haben. Und was kostet der Brenel! Schon jetzt gehen 25 Millionen Taler in Deutschland in Tabakrauch auf, die Summe kann auf 40, 50, 60 Millionen steigen. Und kein Hungriger wird gefättigt, und Natter gekleidet. Was könnte mit dem Gelde geschehen!“

Erziehungsgedanken bei Goethe

Die Jugend ist um ihretwillen hier.
Es wäre töricht zu verlangen:
Kommt, ältle dr mit mir!

Sabe Geduld mit Kindern und lasse sie nach
ihrer Weise aus dem großen Born ihr Teil
schöpfen und genießen!

Täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du
den Krmen
Allen Mut in der Brust.

Es geht bei uns alles dahin, die liebe
Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle
Natur, alle Originalität und alle Wildheit aus-
zutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt
als der Philister.

Die väterliche Meinung, daß sich der Sohn
nirgends besser entwickle als in Gegenwart des
Vaters, ist ein holder väterlicher Irrtum.

Der Mensch hat verschiedene Stufen, die er
durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre
besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die
in der Epoche, wo sie vorkommen, durchaus als
naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen
recht sind.

Sobald bei einem Kinde, jungen Menschen
auffallende, gefährliche Eigenschaften hervortre-
ten, soll man denken, daß die Eigentümlichkeiten
nicht richtig aufgefaßt seien und das Kind also
falsch behandelt wurde.

Wenn wir die Menschen mit nehmen, wie
sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir
sie behandeln, als wären sie, was sie sein soll-
ten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu
bringen sind.

Niemand glaube, die ersten Eindrücke der
Jugend überwinden zu können.

Das Gebet.

Im Vorjahr übernachtete ich einmal bei
einem bekannten Bauern und hörte, wie sein
Weib betete.

Als alles in der Stube still geworden war,
ging die Alte auf bloßen Füßen zum Heiligen-
bild, kniete hin, schlug ein Kreuz nach dem
andern und begann zu flüstern:

„Allerheiligste Mutter Gottes, höre mich an
und erbarme dich meiner. Ich wohne in der
letzten Hütte des Dorfes.“

Lange betenkigte sich die Alte und ver-
neigte sich vor dem Bilde, betete um verschiedene
Gnaden und gab bei jedem Mal ihre Adresse
an: die letzte Hütte im Dorfe.

„Großmutter!“ sagte ich, als sie mit dem
Beten fertig geworden war. „He, Großmutter!
Ist denn eure Hütte die letzte? Die letzte Hütte
steht doch hinter eurer.“

„Nein,“ erwiderte die Alte, „das ist gar
keine Hütte, das ist ein Schuppen, Gott weiß
das.“

„Und doch, Großmutter,“ sagte ich, „samm-
st du da eine Unanachulichkeit auszuwachsen, wenn
die Adresse nicht die richtige ist.“

„Glaubst du?“ fragte die Alte.
Und wandte sich wieder zum Bilde, kniete
nieder und sagte:

„Allerheiligste Mutter Gottes, höre mich
an und erbarme dich meiner. Ich wohne in der
letzten Hütte des Dorfes. Das daneben ist ein
Schuppen.“

Lichtmangel der Stuben- pflanzen.

Von Dr. R. S. Franco.

Wer möchte wohl, wenn er sich als Groß-
städter die Freuden eines eigenen Gärtchens
verjagen muß, darauf verzichten, sich nicht
wenigstens am Fensterbrett oder Balkon eine
kleine grüne Oase in die Staubwolke seines
Wohngehäuses zu schaffen, und seien es nur
ein paar Pelargonien, ein Stachelkaktus, eine
Azalee, ein Topf voll Zierpappel oder ein
Efeu-Stock! Wie es Hausfreunde unter den
Tieren gibt, gleich den Hunden, die dem Men-
schen überallhin folgen, auf die Hochebene Ti-
bers und Perus und in die eisige Polarnacht
Grönlands, wo sie kaum die ihrer Art zusa-
genden Lebensbedingungen finden, so begleiten
auch einige Pflanzen den Menschen in seine
dunklen „Wohnhöhlen“, die gewiß nicht geig-
net sind, einem nur durch das Licht lebenden
Geschöpf als dauernder Aufenthaltsort zu
dienen. Einzelne Gewächse, so namentlich der
Lorbeer und die mit unserem heimischen Mai-
glöckchen noch verwandte Schüßblume, welche
aber die wenigsten der Blumenfreunde unter
diesem Namen kennen, da sie die Gärtner als
Aspidistra verkaufen, sind in ihrem Lichtbedarf
so anspruchslos, daß man sie auch in eine
völlig dunkle Zimmercke stellen kann, ohne
daß sie eingehen. Der Lorbeer erträgt so-
gar monatelang völlige Dunkelheit ohne wei-
teren Schaden.

Neben diesen „hartlandigen“ Gewächsen
gibt es aber auch andere, die sich keineswegs
in unsere Stube bequemen wollen. Schon die
Kapuzinerkresse (*Tropaeolum*) verküm-
mert, wenn sie nicht unmittelbar am Fenster-
brett steht; ihre von Natur aus langen und
dünnen Blattstiele strecken sich durch Wachs-
tum unwahrscheinlich lang und halten die
merkwürdigerweise in der Mitte an ihr ange-
wachsene Blattstiel mit einer wahrhaft sehn-
süchtig anmutenden Gebärde gegen das licht-
spendende Fenster hinaus. Sie beweisen damit,
daß die Pflanze den Lichteinfall wahrnimmt
und in ihrem Wachstum ein Mittel besitzt,
um ihre Lebenslage durch Bewegung, durch
Drüsveränderung zu verbessern. Dem Gärtner
war das von jeher bekannt; er nannte eine
solche, durch das „Streben“ nach besserer Be-
leuchtung zu übermäßigem Wachstum ange-
regte, gewöhnlich auch durch mangelnde Blatt-
grünbildung blasse und ihrer natürlichen Form
entleibete Pflanze „vergeilt“ und wußte sehr
gut, warum er eine erfolgreiche Zimmer-
blumengärtnerei eigentlich nur in Glashäusern
mit Oberlicht unternehmen wollte. Die meisten
der von Blumenfreunden gepflegten Zim-
merpflanzen sind mehr oder minder vergeilt
und verraten ihren Lichtmangel zumindst
durch ihre einseitige, von der Fensternähe be-
stimmte Gestalt. Sehr viele und gerade die
schönsten Gartenblumen eignen sich daher aus
ihrem großen Lichtbedürfnis gar nicht für die
Stubenpflege, und so zeigt uns schon die erste
Verrachtung unseres Blumenstellers das
große pflanzengeographische Gesetz: Das
Licht regelt die Verbreitung der
Pflanzen.

Es ist freilich nicht der Lichtmangel allein,
der eine Menge von Pflanzen untauglich zu
unseren Stubengenossen macht. An sich ist er
wohl der wichtigste Faktor, denn wenn der
Wiener Botaniker R. Wiesner herausge-
funden hat, daß 1 1/2 Meter von einem
Fenster in einer Stadtgasse entfernt nur ein
Sechstel der Lichtmenge herrscht wie auf einer

Wiese im freien Felde, so verrät das Beleuch-
tungsverhältnis, die in der Natur fast nie-
mals an vegetationsreichen Orten vorkommen.
Denn selbst am Boden des dichten Tannen-
waldes herrscht noch ein Dreißigstel der Licht-
menge, die eine Wiese trifft, und es ist jeder-
mann, der auf seinen Spaziergängen auch nur
ein wenig auf die Natur achtet, bekannt, wie
pflanzenleer das Waldesinnere unter den
Bäumen eigentlich ist.

Der Riese.

Aus dunklen Tiefen tageseinpor, jenen,
hungrig, ringt ein Riese. Seine Schläfen triefen
von Schweiß. Mühsalreich durchs Trümmertor,
quaderwärend, schiefalstropig, bricht er sich
Bahn. Ebern die Stirn, Muskeln von Stahl, in
seinen Adern kreisen der Menschheit Sehnsucht
und Qual. Aus seinen Augen stürzen unan-
löschliche Strahlen des Lichts, und ob sie mit
goldenen Händen ihn niederdrücken und schän-
den, der Riese läßt sich nicht ducken und wächst
mit gewaltigen Knien aus dem verachteten
Nichts. Karl Bendell.

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen.
Wenzel Scharoh, Zwettnitz Nr. 63
bei Tschib-Schnau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 77.

Von Gen. Gerhard Kraus, Turn.
Schwarz: Kd7; Tb6, h6; Lf7; Se4; Bc6, e7 (7).



Weiß: Kd4; Df6; Te8, h7; Lb5, g8; Sa7, b7;
Bd3, f4 (10).

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach
Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoh,
Zwettnitz, einzufenden.

Lösungszug zu Nr. 74: Ta8-d8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge-
nossen ein: Otho Franz und Otho Josef, Hols-
mih; Mikulec, Heinrich, Arbesau; Prok Franz,
Schönfeld; Gottfried Hans und Ulrich Hans,
Holeischen bei Staab; Dicle Josef, Markersdorf;
Jusef Eduard, Scharba (in der eingeleiteten
Aufgabe dürfte es sich um einen Druckfehler han-
deln); Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Dobra; Din-
dier Emil, Teichsen; Rinnich Heinrich, Jwisau;
Huber Otto, Saaz; Söhner Josef, Seefeld;
Wibor Adolf, Tschau; Walter Ludwig, Hölz
Franz, Schmied Ferdinand, alle Kvitau; Kraus
Gerhard, Turn; Bentel Wilhelm, Arnsdorf bei
Teichsen; Grimmer Emil, Ratsaraberg; Tritsch
Gustav und Oual Adolf, Wäterschan; Albert
Rudolf, Prosseditz; Zettmayer Arthur, Zwettnitz.
Nachtrag zu Nr. 73: Gottfried Hans und Ulrich
Hans, Holeischen.

V. Kreis, 7. Bezirk.

Sonntag, den 13. März, fand in Sobersan
der Kampf um die Bezirksmeisterschaft statt.
Schachklub Sobersan gelang es, den vorjähri-
gen Kreismeister Hoftonig mit 5 1/2 : 2 1/2 Punkten
zu schlagen und wurde somit Bezirksmeister. Gen.
Otho Franz, Holsmih, wurde Bezirksmeister.
Am 6. März spielte Sobersan in Reudorf-Verlach
und siegte gleichfalls gegen die dortige Sparte
mit 7 : 1 Punkten. Sch-6.